

Beilage zum Enzthäler No. 33.

Mittwoch den 26. April 1865.

Miszellen.

Der Pabst in Wien.

(Von Georg Horn.)

Welcher Mensch, in dessen Brust ein Herz für geistige Freiheit, für die Menschenwürde und nationale Ehre schlägt, vermöchte die Geschichte Kaiser Josephs II. ohne Nührung zu lesen! Dieser Kaiser ist eine der edelsten Erscheinungen nicht nur des Habsburgischen Hauses, sondern der ganzen deutschen Kaisergeschichte, aber auch eine der tragischsten. Wenn er auch seinen letzten Seufzer über dieses unvollkommene Erdenleben nicht auf dem sogenannten Felde der Ehre aushauchte, wenn auch sein Sterbebette in der Hofburg zu Wien stand, er war trotzdem ein viel größerer Held als tausende, die mit dem Degen in der Hand, vom Feinde getroffen, in den Tod sinken; er führte einen Kampf gegen den Erbfeind der Menschheit, gegen das System geistiger Knechtschaft und Unterdrückung.

Der älteste Sprosse der letzten Habsburgerin, der Kaiserin Maria Theresia und ihres geliebten Gemahls, des Pohringers Franz, besaß schon von seiner Kindheit an eine merkwürdige Selbstständigkeit des Geistes, die freilich von der unter fremden Einflüssen stehenden Mutter als „störrißes Wesen“ ausgelegt wurde. Sein durch Lectüre, Studien und Reisen gebildeter, vorurtheilsfreier Geist ergründete früh die Ursachen, warum Oesterreich nicht auf derselben hohen Stufe geistiger und materieller Entwicklung stehe, wie z. B. England, Holland und das unter dem Scepter und Segen des von Maria Theresia sogenannten „bösen Mannes“, Friedrichs II. mächtig gewordene Preußen. Joseph hatte gelernt, den Feind zu nützen, indem nach des Dichters unsterblichem Ausspruche ihn der Feind lehrt, was er sollte, nämlich in die Fußstapfen König Friedrichs zu treten. Friedrich II. war eigentlich nur der Feind der Mutter, Maria Theresia, nie aber des Sohnes gewesen. Während die österrreichischen Waffen gegen den Preußenkönig auszogen, hatte dieser an dem künftigen Kaiser einen begeisterten Verehrer. Die Neigung war gegenseitig, auch Friedrich II. hielt den jungen Erzherzog und späteren Kaiser hoch, sein Bild war wie die Portraits aller seiner Lieblinge in seinem Arbeitszimmer aufgestellt.

Was Wunder also, wenn in einem so aufgeklärten und reichen Geiste, in einem edlen, für das Glück seiner Untertanen glühenden Herzen der Gedanke und Entschluß sich erzeugte, sein Reich und Volk auf die gleiche Stufe der Entwicklung wie die vorgenannten Staaten zu heben. Mit diesem Vorsatze ging er an die Regierung. Sein Geist hatte sich ein Ideal einer vollkommenen Verwaltung, auf Grundsätze der Gerechtigkeit erbaut, erschaffen. Alle Menschen sollten die Vortheile des bürgerlichen Vereins gleich genießen, die Lasten desselben gleich tragen. Er wollte gleiches Recht für Alle, keine Schranken der Thätigkeit. Neue Einrichtungen wurden entworfen und deren Ausführungen mit Eifer und großer Schnelle betrieben, ohne alle Rücksicht auf beschränkende Bestimmungen, welche die vielen seiner Herrschaft unterworfenen Völkerrämme, mannigfach verschieden an Bildung, Sitten, Sprache, Gewöhnung und Bedürfnissen, doch dringend forderten.

In allen seinen Landen, von Belgien bis Siebenbürgen, sollte nur eine vollkommene gleichförmige Verfassung, nur eine Gesetzgebung und Verwaltung gelten. Alles sollte sich den allgemeinen Gesetzen beugen. In der Ausführung zeigten sich aber Schwierigkeiten. Hier fanden sich Einige im Besitz hergebrachter, vom Landesherren zugesicherter Gerechtsame verlegt; dort wollten Andere aus den neuen Einrichtungen ungebührende Vortheile ziehen. Ueberall mischte sich Unverstand und Leidenschaft ein und das Bestreben hatte üble Folgen. Die Nation war noch nicht reif für solche Veränderungen, einer Reform, wie Joseph II. sie bezweckte, mußte eine Umformung der Neigungen, Sinnesart und Angewöhnung der Nation vorhergehen, diese Umformung ist nur die langsam reisende Frucht der Zeit und einer allmählig verbesserten Erziehung. Auf Josephs II. Bestreben vor Allem hin. Eine verbesserte Erziehung seines Volkes hielt er aber nur für möglich auf der Grundlage einer größeren Denkfreiheit, des Grundsatzes der Duldung aller religiösen Bekenntnisse, in der Befreiung seines Volkes von der allzu großen Bevormundung durch die Geistlichkeit. Das Toleranzedikt vom 22. Juni 1781 war nach dieser Richtung hin eine seiner bedeutsamsten Verfügungen; derselben war eine gleich wichtige vom 24. März 1781 vorhergegangen, worin er allen Ordensgeistlichen beiderlei Geschlechts alle und jede Verbindung mit ihren Obern außerhalb des Landes, alle und jede Geldsendung nach außerhalb verbot, und sämtliche Klöster in allen religiösen Verhältnissen der alleinigen Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe, in weltlichen Dingen aber den obern Landesbehörden übergab.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber zoologische Gärten

entnehmen wir einem früheren Berichte der

Didaskalia Nachstehendes:

Wenden wir uns von der humanistischen und moralistischen Bedeutung der zoologischen Gärten zu den national-ökonomischen Erwägungen, welche sich daran knüpfen. Die Quelle des Wohlstandes ist Ackerbau und Viehzucht, auf ihnen basiert die ganze Existenz der menschlichen Gesellschaft, so weit sie der Segnungen der Cultur sich erfreut. Das Eine ist die Frucht der Acclimatisationsarbeit im Gebiet der Pflanzen, die Andere auf dem Gebiet des Thierreichs. Das Rind, das Schwein, das Schaaß, die Fiege, der Hund, das Pferd, kurz sämtliche Hausthiere hat der Mensch meist in ihrem heutigen Zustande und mit ihren heutigen Eigenschaften und in den von ihnen bewohnten Landesgebieten vorgefunden. Es sind Schätze, die er aus der reichen Vorrathskammer der Natur gepoist, von ihren Schladen gereinigt und zu gangbarem Metall ausgeprägt hat.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß diese Richtung der menschlichen Thätigkeit, welche gewiß die älteste, constanteste und allgemeinste ist, bis auf die jüngsten Tage dem Zufall, der Privatliebhabelei und dem Gutdünken der Einzelnen überlassen blieb. Man nahm sie als etwas so Selbstverständliches, so sehr im Interesse jedes Einzelnen Liegendes hin, daß man ihr gar keine öffentliche Aufmerksamkeit widmete,



und es mußten große Calamitäten, wie die Kartoffelkrankheit, die Traubenkrankheit, die Seidenraupen-seuche u. s. w. eintreten, um der Menschheit die Augen zu öffnen, wie arm an Nutztieren und Nutzpflanzen sie ist, und wie notwendig es wäre, öffentliche, mit großen Mitteln ausgestattete und nach Principien geleitete Anstalten zu errichten, welche sich die Aufgabe stellen, die Zahl unserer Nutztiere und Nutzpflanzen zu vermehren und die bereits gebräuchlichen einerseits methodisch zu verbessern, andererseits die ihrer Vermehrung entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Das centralisirte Frankreich hat wenigstens in dieser Beziehung sich ein Anrecht auf die Prästension, an der Spitze der Cultur einherzuschreiten, erworben.

Schon unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß das Bedürfnis, Acclimations-Anstalten und Gesellschaften zu haben, einen Staat um den andern ergreift und der von Frankreich gegebene Anstoß binnen Kurzem die ganze civilisirte Welt nachhaltig auf diese Bahn des rationalen Fortschritts gelenkt haben wird.

Und nicht bloß die Einführung fremdländischer Nutztiere, die Züchtung und Vermehrung von schon eingereichten ist die Aufgabe einer solchen Anstalt, auch das Gold des heimischen Bodens gilt es zu heben.

Um nur einen Fall anzuführen: eines der vorzüglichsten Thiere — die Kröte — wird gegenwärtig in England zu Tausenden gekauft und sogar vom Consente imponirt, weil man in ihr das wirksamste Mittel gegen die Pest der Gemüsegärten, die Raupen, erkannt hat. Ein Gleiches gilt vom Laubfrosch in Betreff der Obstbaumraupen. Ein einziger Naturalienhändler Londons hat vorigen Sommer 40,000 Laubfrösche, welche er aus dem Harze bezog, an Obstbaumzüchter verkauft, und zwar das Stück mit 1-2 Schilling, macht eine Summe von mehr als 20,000 fl. Ein zweiter Fall betrifft die insektenvertilgenden Singvögel, deren Zahl in so staunenswerther Abnahme begriffen, daß es gar nicht wundern darf, wenn die Häufigkeit des Insektenfraßes zunimmt. Auch in dieser Beziehung die wirksamsten Mittel theils zu finden, theils zu verbreiten, erheischt das öffentliche Interesse. Solche und ähnliche Fälle ließen sich noch sehr viele anführen.

Neues im Musterlager.

Eine Sammlung Seifarin- oder Holzcementwaaren (Noch Preis-Courant). Seifarin- oder Holzcement besteht aus Sägespänen, Hanfasern, Gallerte, Stärkmehl und einem Mineralgemenge, das bis jetzt noch Geheimniß der Fabrikanten ist. Der Stoff, welcher sich demnach wesentlich von dem schon früher bekannten Holzguß unterscheidet, verbindet Festigkeit mit Elasticität, läßt sich sehr schön poliren und vergolden, und ist für Gegenstände des Luxus wie des täglichen Gebrauchs verwendbar. Es wird diese Waare gegenwärtig nur erst in zwei Fabriken hergestellt, in der von Schulz in Effen und in der von J. P. Gerike in Düsseldorf.

Verfahren, Pappdeckel und Packpapier wasserdicht zu machen.

Man bringt ein Theil Zinnsalz mit 6 bis 8 Theilen Wasser in einem Gefäße mittelst Umrührens zur theilweisen Lösung. In die hiedurch entstandene Lösung taucht man den zu behandelnden Pappdeckel, oder überstreicht mit Hilfe eines in die Flüssigkeit getauchten Schwammes denselben auf einer oder auf beiden Seiten. Hierauf überstreicht man den noch nassen Pappdeckel oder das Packpapier mit einer concentrirten Seifenlösung mittelst eines Pinsels gleichmäßig auf der mit der erwähnten Zinnsalzlösung besetzten Seite.

Der auf diese Weise behandelte Pappdeckel oder das Packpapier wird entweder an freier Luft oder durch künstliche Wärme getrocknet. Zu einem Pappdeckel ist ungefähr 1 Loth Zinnsalz und 1 1/2 Loth Seife nöthig. Durch dieses Verfahren wird nicht nur ein ungefärbtes billiges, sondern auch ein geruchloses wasserdichtes Fabrikat erzeugt.

Newton's neues Verfahren, Eisen zu härten.

Um diese patentirte Erfindung auszuführen und Gußeisen (cast iron) zu härten, auf welche Weise es auch immer erzeugt sei, wird nach Angabe der neuesten Erfindung dasselbe zuerst durch Guß, durch Abdrehen oder Feilen in die Form gebracht, welche der daraus zu verfertigende Gegenstand erhalten soll, und dann langsam in einem geeigneten Ofen erhitzt, bis es eine rufschwarze Farbe (blood red head) annimmt. In dieser Hitze wird es in einem angesäuerten Wasser von folgender Zusammensetzung abgelöscht und gekühlt. Man nimmt nämlich ein Pfund Schwefelsäure und eine englische Unze (1,63 Wiener Loth) Salpetersäure auf eine Gallone Wasser und rührt das zu härtende Eisen darin so lange, bis es erkaltet ist. Das Eisen erhält dadurch einen Härtegrad, wie gehärteter Stahl und auf eine solche Tiefe der Schicht, daß es für die gewöhnlichen Zwecke ausreicht, ohne daß sich die Form dabei biegt oder verzieht.

Gelles und weiches Oberleder zu erzielen.

Gerber haben schon öfters die Frage aufgeworfen, wie der Kalf vollkommen rein nach dem Streichen des Oberleders und vor dem Einbringen desselben in das Loh entfernt werden könne. Ein alter erfahrener Gerber ertheilt folgenden sehr guten Rath. In eine große mit 15-20 Eimern Flußwasser gefüllte Kufe bringe man einen Schoppen Salzsäure und etwa 10 Maas schlechte Sauerbrühe aus einem Ziehfaße oder einer Treibfarbe; nachdem das Wasser gut umgerührt ist, bringe man die gut bestrichenen Häute oder Felle hinein und lasse sie darin etwa eine Viertelstunde. Nach Verfluß einer ganzen Stunde herausgenommen, ist die Waare sehr glatt und weich, weil die letzten Kalkreste daraus entfernt sind. Das erste Loh im Ziehfaße soll ebenfalls kein frisches sein, doch kann es nach dieser Prozedur auch angewendet werden, ohne daß es nachtheilige Folgen für die Milbe und die helle Farbe des Leders verursacht.

Ein Pranger für Alle.

„Die Juden sind schlechte Kerle, sie betrügen und lügen und stehlen wenn's angeht,“ sagte ein Mann zu seinem Freunde, worauf dieser erwiderte:

„Die Juden sind auch schlecht, aber im Allgemeinen nicht schlechter als die Christen auch. Wenn ein Mensch lügt und betrügt und stiehlt, so fragt er, wenn er ein Christ ist, nicht seinen christlichen, und wenn er ein Jude ist, nicht seinen jüdischen Katechismus; der eine wie der andere verbietet ihm das, er thut's aber trotz dem.“

„Die Juden sollten aber nicht schlecht sein,“ sagte der Erste.

„Ich will Dir was erzählen,“ erwiderte der Freund abermals, „Vor Zeiten, als man die Verbrecher noch am Pranger ausstellte, stand einmal zu Frankfurt a. M. ein Jude auf demselben. Ein anderer Jude geht vorüber. „Nu Mausche,“ ruft ihm sein Nachbar Christian zu, „Gelt, da steht ein Judd!“ „Nu, was der Mähr?“ sagt Mausche, „habt Ihr denn den Pranger allein gepachtet?“

